

LT AM WOCHENENDE

SAMSTAG
16. JUNI 2001
LIMMATTALER TAGBLATT

THEMA



Sonnenfinsternis auf Madagaskar. Am 21. Juni verfinstert sich die Sonne. Der Kernschatten bewegt sich über Afrika, gegen Abend erreicht er Madagaskar. Gelegenheit, der Insel einen Besuch abzustatten. **Soziale Gegensätze** (1) prägen das Leben, daran ändert auch das **touristische Ereignis «Sonnenfinsternis»** nichts (2). Bedroht ist die **einheimische**

4. SEITE



Eine Kunst, die in Vergessenheit gerät: Die **medizinische Wachsmoulage**. Krankheit als Kunst – in Zürich zu bewundern. (4) – **«Daumen hoch»** – seit den römischen Cäsaren recht gebräuchlich, aber leider keineswegs eindeutig. (5)



Fröhlich Eine Grossfamilie, welche im Hochland vom Gemüseanbau lebt. Trotz der Armut haben die Menschen reiche Herzen.

FOTOS: ROBERT HANSEN

«Salut Vazaha» – willkommen in Madagaskar

Madagaskar ist eine Insel der Gegensätze: üppige Vegetation im Osten, trockene Steppe im Süden. Offenherzige Madegassen, die ihre Gäste immer mit einem Lachen empfangen und in jedem Gespräch die steigende Armut, Korruption und einen möglichen Bürgerkrieg thematisieren. Die Insel ist reich an Bodenschätzen. Doch viele Menschen haben nichts.

ROBERT HANSEN

Der alte Mann spricht wenige Wörter Französisch, seine Gestik ist einladend. Gemächlich geht er entlang des Kanals, wo er einst von Hand Terrassen angelegt hat, wo heute seine Kinder Gemüse und Reis pflanzen, wo deren Kinder spielen, winken, herbeirennen, lachen und rufen: «Salut Vazaha» – sei gegrüsst, Weissner.

Die Häuser sind damit gebaut, was die Natur hergibt: Lehm, Holz, Stroh, gebrannte Ziegelsteine. Der rostrote Boden ist sauber gewischt. Die Kinder drängen, schreien, berühren das Fahrrad, streichen kurz über die Härchen auf der weissen Haut und ziehen ihre Hand verstohlen wieder zurück. Ein Mädchen gibt seinem Kind die Brust, eine Frau schaut aus einem Fenster und lacht. Der alte Mann öffnet die Tür seines Hauses und winkt. Die Augen brauchen einige Zeit, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Auf dem Lehmbofen steht ein Holzbett, darüber hängt ein Kalenderbild, neben einem Häufchen Holzkohle liegt eine verbeulte Blechpfanne. Sein Hab und Gut, sein Reich, seine Augen strahlen und drei Zähne lachen im braun gegerbten Gesicht. «Merci», er hebt seinen Strohhut an, «merci», nickt mit dem Kopf, «merci».

Begegnungen in Madagaskar. Sie sind immer von einer Herzlichkeit geprägt. Und manchmal enden sie mit Fragen

ohne Antworten. «Wie soll das alles weitergehen?», fragt Josua, der versucht, sein Leben mit Taxifahrten zu verdienen. «Vor 20 Jahren kostete 1 Französischer Franc 50 Francs Malgaches – heute 1000! Ich habe vor 20 Jahren einen Gaskochherd für 75 000 Francs gekauft. Heute kostet der 1,4 Millionen Francs. Das kann niemand mehr bezahlen.» Für die Taxifahrten bezahlen seine Gäste auch wenig. Umgerechnet 4.50 Franken kosten die 170 Kilometer von Antananarivo nach Antsirabe pro Person. Erst wenn der Peugeot 504 voll ist, wird gefahren, zehn Sitzplätze bietet der Personenwagen: einen für den Fahrer, zwei für Passagiere auf dem Beifahrersitz, vier in der zweiten Reihe und drei in der dritten – hinzu kommen Kinder und Gepäck. Abzüglich der Benzinkosten bleibt fast nichts im Geldbeutel. Erst wenn das Taxi Brousse wieder voll ist, wird zurückgefahren – «Ich muss oft einen oder gar zwei Tage warten», erzählt Josua. Die Konkurrenz unter den Fahrern ist gross. «Viele können aber nicht einmal den Unterhalt des Wagens bezahlen.» Aus den Auspuffrohren schiessen dunkle Rauchwolken. Die Stossdämpfer der überladenen Autos schlucken keine Schlaglöcher mehr weg.

In den vierradgetriebenen Range Rovern sitzt oft nur eine Person hinter den verdunkelten Scheiben, eine dunkle Sonnenbrille im Gesicht. Einige Madegassen sind sehr reich. «Die Korruption

ist ein grosses Problem», beklagt sich Josua. Wertvolle Edelsteine werden ausser Landes geschmuggelt, Inder und Chinesen haben unter dubiosen Bedingungen florierende Geschäfte aufgebaut, Funktionäre errichten sich an den Hügeln der Hauptstadt schicke Häuser.

Einige Menschen leben zwischen Plastiksäcken. Entlang der verwaisten Eisenbahnlinie in Antananarivo haben

Aus dem braun gegerbten Gesicht lachen drei Zähne. «Merci», sagt der alte Mann und winkt

sich Slums gebildet. Die Menschen tragen den Abfall in der Stadt zusammen, suchen darin Ess- und Verkaufbares. Zwischen aufgeschichteten Reifen, Holz, Stahl, Stofffetzen und Plastik finden die Menschen Unterschlupf. Die Villa des Präsidenten kostete umgerechnet mehr als eine Million Franken. Josua wohnt im Haus, das einst seinen Eltern gehörte, Elektrizität, aber kein fließendes Wasser hat. Er zählt sich zur privilegierten Mit-

telschicht – die immer kleiner wird: «Die Reichen werden immer reicher, die Armen immer ärmer», sagt Josua. «Früher war es kam vorstellbar, Reis ohne Zutaten zu essen. Heute ist froh, wer Reis auf dem Teller hat.»

Reis brachten Menschen aus Südostasien auf die Insel. Wann sie mit ihren Booten in Madagaskar gelandet sind, ist umstritten. Vor 2000 Jahren dürfte die viertgrösste Insel der Welt aber noch unbewohnt gewesen sein. Vor über 1000 Jahren reisten arabische Seefahrer nach Madagaskar, auch Afrikaner kamen über die 400 Kilometer breite Strasse von Moçambique. Diego Dias soll der erste Europäer gewesen sein, der 1600 seinen Fuss an Land setzte. Piraten diente die Insel später als Versteck. Um die Handelsschiffe zu schützen, versuchten verschiedene Kolonialmächte, Küstenstützpunkte zu errichten. Engländer und Franzosen kämpften um die strategisch bedeutsame Insel. Letztere eroberten das Land 1896, verlegten gegen 1000 Kilometer Eisenbahnschienen, bauten Brücken und Strassen. Unabhängigkeitsbestrebungen wurden blutig niedergeschlagen. Während der Revolution Ende der Vierzigerjahre verloren Zehntausende Madegassen ihr Leben. 1960 hat Frankreich seine Kolonie in die Freiheit entlassen – geblieben sind die alten Renaults, Peugeots und Citroëns, die Baguettes und die französische Sprache, neben Malagasy die zwei-

te Amtssprache. Immer schlechter geworden ist die Lebensqualität. Das Wachstum des Bruttosozialproduktes (0,5 Prozent) hinkt der Bevölkerungszunahme (jährlich 3 Prozent) hintennach. Die Hälfte der Bewohner sind jünger als 15 Jahre, die Lebenserwartung liegt bei knapp 60 Jahren. 16 Millionen Menschen wohnen heute im Vielvölkerstaat auf einer Fläche, die 14-mal grösser ist als die Schweiz. 80 Prozent der Bevölkerung leben von der Landwirtschaft.

Ein Mann presst Maniokblätter durch einen Fleischwolf. Eine Frau drückt ihm dafür einen Geldschein in die Hand. Tomaten, Kohl und Karotten sind fein säuberlich aufgeschichtet. Jeden Tag steht und lebt der Gemüseverkäufer neben der Strasse. Nebenan bietet eine Frau Orangen und Bananen an. Jedes Stück Erde wird im Hochland bepflanzt. Vanilleschoten – Madagaskar beliefert 85 Prozent des Weltmarktes – Reis und Kaffee werden exportiert. Die Bauern verdienen daran nur wenig, sie sind von den Grosshändlern abhängig, haben bei ihnen hohe Schulden mit Wucherzinsen. Durch Eigeninitiative versuchen immer mehr Dörfer, aus der Abhängigkeit auszubrechen. Sie gründen so genannte Reisbanken, um ausserhalb der Erntezeit Geld zu guten Konditionen geben zu können. Viele der Chancen, welche die Insel hat, werden erst langsam genutzt. Madagaskar ist ein armes Land. Madagaskar ist ein reiches Land.

Statt das Naturschauspiel am Himmel zu beobachten, werden sich während der Sonnenfinsternis viele Madegassen in ihre Häuser verkriechen – weil sie Angst haben. Schlechte Information der Regierung ist dafür verantwortlich. Gerade die Kommunikation will die Schweiz in Madagaskar fördern. Und sie unterstützt Projekte für die Landbevölkerung.

«Die Sonnenfinsternis verbreitet grosse Angst»

Kein Land für die Massen



Yvon Andriaonavy «Alles ist sehr teuer. Ausser meinem Lohn.»

Yvon Andriaonavy sitzt im Reisebüro «Tina Voyages» im Zentrum der Hauptstadt Antananarivo. Für ihn hat die Hauptsaison wegen der Sonnenfinsternis einige Wochen früher begonnen. Doch sie macht ihn nicht reich.

Reisen ist in Madagaskar nicht immer einfach und immer zeitaufwändig. Wie kommen die Touristen, welche die Sonnenfinsternis anschauen wollen, in den unwegsamen Süden?

Yvon Andriaonavy: Taxis und Busse fahren genügend. Die nationalen Flüge um den 21. Juni sind jedoch alle ausgebucht, obwohl sie 25 Prozent mehr kosten.

Wird die Sonnenfinsternis zum grossen Geschäft auf der armen Insel?

Andriaonavy: Einige wenige verdienen sicher sehr gut. Ein Franzose hat beispielsweise an der Westküste ein Hotel gebaut. Die Nacht kostet über 1000 Französische Francs pro Person! (Er verwirft die Hände.) Viele Touristen werden jedoch im Zelt übernachten. Im Süden sind sehr wenige Hotels zu finden. In der Hauptstadt sind die Preise nicht gestiegen und hier sind auch genügend Hotelzimmer vorhanden.

Wie viele sind extra wegen der Sonnenfinsternis angereist?

Andriaonavy: Ich hörte die Zahl 15 000.

Der Tourismus ist in Madagaskar eine der Haupteinnahmequellen, obwohl verhältnismässig wenige Leute hierher reisen.

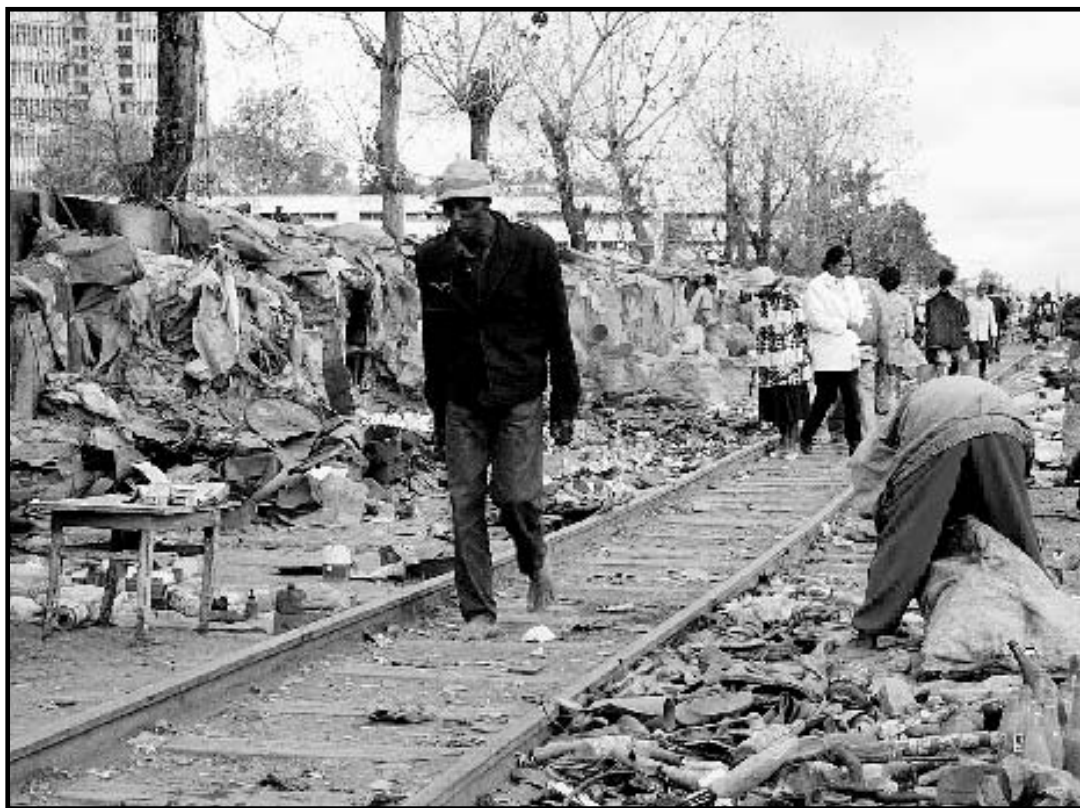
Andriaonavy: Neun der zehn wöchentlichen Flüge von Europa kommen aus Paris, einer aus Rom. 1999 besuchten 120 000 Menschen unser Land, die meisten in der Hauptsaison, welche von Ende Juni bis Mitte September dauert. Dann gebären die Wale und Delfine vor der Ostküste ihre Jungen. Beliebte Reiseziele sind auch die Insel Nosy Be und der Süden des Landes. Doch es fehlt uns an Hotels und Infrastruktur, um den Tourismus auszubauen. Investoren kommen nicht nach Madagaskar, wenn weder Strom und Wasser noch gute Strassenverbindungen vorhanden sind. Und die Touristen reisen nicht wegen der Hauptstadt nach Madagaskar.

Wie viele Hotelzimmer gibt es im Land?

Andriaonavy: Rund 5000.

Massentourismus wird Madagaskar nie erleben.

Andriaonavy: Zu uns kommen meist Ökotouristen, obwohl die Strände der Ostküste wunderschön sind. (Er macht eine Pause, dann wird seine Stimme bestimmter.) Die Gemüsehändlerin nebenan ist 72 Jahre alt. Sie hat das Meer noch nie gesehen. In einigen Dörfern wohnen Menschen, die nie ein Auto gesehen haben. An den Küsten werden Langusten gefischt. Doch wann habe ich zum letzten Mal Langusten gegessen? Vor 7 Jahren! Die Frau, die seit 24 Jahren hier arbeitet, verdient pro Monat 650 000 Francs Malgaches (umgerechnet 175 Franken). Hier ist alles teuer. Ausser dem Lohn von ihr und von mir. Wir haben alles in unserem Land. Aber nur einige wenige, die profitieren. (Er steht auf und schüttelt mir die Hand.) Danke, dass Sie mir diese Fragen stellen. Vielleicht hilft es ein klein wenig, unsere Situation zu ändern. (roh)



Bittere Armut Menschen in der Hauptstadt Antananarivo, die den Abfall anderer Menschen verlesen und kaum Brauchbares verkaufen. Neben den stillgelegten Eisenbahngleisen haben sie daraus auch ihre Hütten gebaut.

lionen Franken pro Jahr unterstützt, eingeschränkt auf die drei Regionen Imerina, Betsileo und Menabe. Geld aus der Schweiz kommt auch von Privatunternehmen – mit Eigeninteresse. Sie investieren in den noch unterentwickelten Tourismusbereich. Andere, oftmals durch Privatinitiativen entstandene kleine Hilfswerke unterstützen das Land, welches zu den ärmsten der Welt gehört.

«Die Armut ist eines der allergrössten Probleme von Madagaskar», sagt Gerhard Siegfried. Über 70 Prozent der Menschen müssen mit weniger als einem Dollar pro Tag auskommen. «Das bedeutet, dass sie Schulen und Gesundheitskosten nicht bezahlen können und keinen Zugang haben zu den notwendigen Nahrungsmitteln.» Dabei hätte Madagaskar seiner Bevölkerung so viel zu bieten. Die Insel ist reich an Bodenschätzen, Regen garantiert reiche Ernten. Für devisenbringende Besucher kann Madagaskar im Bereich des Ökotourismus sehr viel bieten. Überhaupt

hat das Land eine auf der Welt einzigartige Flora und Fauna: «Man vergisst oft, dass Madagaskar von der Biodiversität her eine ganz spezielle Insel ist. Die Madegassen sind sich noch zu wenig bewusst, welcher Reichtum an endemischem genetischen Material auf der grossen Insel vorhanden ist. Die Pflanzenwelt und ihr Potenzial sind bisher nur wenig erforscht worden.» Einige chemische Firmen aus dem Ausland interessieren sich bereits dafür – die Insel läuft einmal mehr Gefahr, ausgebeutet zu werden. «Die Nutzung dieser Ressourcen läuft unkontrolliert ab und ist politisch und gesetzmässig nur unzureichend abgestützt», sagt Siegfried. «Die weit verbreitete Korruption erschwert den Fortschritt. Die natürlichen Ressourcen der Insel werden zu einem grossen Teil unkontrolliert genutzt. Zum Vorteil einiger Individuen, ohne jedoch den armen Menschen in Madagaskar zugute zu kommen.» (roh)

Weitere Informationen: www.deza.admin.ch



Weltreise für einige Minuten im Schatten

Zwei Jahre liegen zwischen der Sonnenfinsternis in Zentraleuropa und jener im südlichen Afrika. In fünf Tagen, am 21. Juni, ist dieses Phänomen im angebrochenen dritten Jahrtausend erstmals wieder zu sehen. Zuerst am späten Vormittag über dem Atlantik südlich von Uruguay. Um die Mittagszeit in Angola trifft der Schatten des Mondes erstmals auf das Festland, rast dann mit über 2000 Kilometern pro Stunde und immer schneller werdend über Sambia, Simbabwe, Moçambique und schliesslich kurz vor Sonnenuntergang über Madagaskar, um über dem Indischen Ozean in der Nacht zu verschwinden. Der Kernschatten, in einem maximal 200 Kilometer breiten Streifen auf der Erde beobachtbar, braucht für die 12 000 Kilometer lange Strecke über die Erdoberfläche keine drei Stunden. Für die Menschen am Boden dauert dieses Schauspiel der totalen Sonnenfinsternis nur wenige Minuten: 4:30 in Angola und noch 2:20 im Süden von Madagaskar. Die partielle Sonnenfinsternis ist hingegen in ganz Afrika südlich der Sahara zu sehen. Je nach Standort verdeckt der Mond die Sonne unterschiedlich stark.

Wegen politischer Unruhen in Angola und teilweise nur schwer zugänglicher Beobachtungsstandorte in den anderen Ländern des Schwarzen Kontinents werden die meisten Finsternistouristen in Madagaskar erwartet. Ihre Zahl ist im Vergleich zum Ereignis in Europa jedoch bescheiden. Die Flüge aus Europa sind zwar schon seit Monaten ausgebucht. Da die Fluggesellschaften Air France und Air Madagascar keine zusätzlichen Flüge anbieten, ist der Ansturm allerdings weniger gross als zuerst erwartet. Dafür sind die Flugpreise höher.

An einem vorgegebenen Ort auf der Erde ist eine Sonnenfinsternis durchschnittlich nur alle 360 Jahre zu sehen. Der Kernschatten traf die Schweiz letztmals 1724. Die Sonne verdunkelt sich jedoch in regelmässigen Abständen: praktisch jedes Jahr ist auf einem kleinen Teil der Erde das faszinierende Phänomen zu sehen. Erste Aufzeichnungen einer Sonnenfinsternis sind 3400 Jahre alt und stammen aus der heutigen Türkei. Schon vor 300 Jahren wussten die Gelehrten über die Himmelsmechanik gut Bescheid und konnten die Erschei-

nung vorausberechnen. Der Basler Mathematiker und Physiker Leonhard Euler (1707–1783) entwickelte Rechenmodelle, die heute noch angewendet werden.

Trotzdem fürchteten sich die Menschen bei einer Sonnenfinsternis immer wieder und wählten den Weltuntergang nahe – was auch heute immer wieder prophezeit wird. Gar Ärzte warnten früher vor den Auswirkungen: «Man begehle diesen Tag mit gottseligem Werken und Beten, man verhüte, dass weder Menschen noch Vieh unter freyem Himmel gehe . . .», steht im Consilium medicorum aus dem Jahr 1624 geschrieben.

Tatsächlich ist die Szenerie sehr beeindruckend. Wenn sich der Mond gemächlich vor die Sonne schiebt, die Farben langsam verblassen, die Temperaturen merklich sinken, der Mondschatten wie eine dunkle Wand heranrast und das Licht plötzlich verschwindet. Wenn der Tag zur Nacht wird, Sterne und Planeten zu sehen sind und die Sonnenkorona fein leuchtend um den schwarzen Punkt am Himmel erscheint. Dann ist die Unendlichkeit für einen Augenblick sichtbar. (roh)



Vorsicht Überall angebrachte Plakate warnen die Madegassen vor Augenschäden und weisen auf die Schutzbrille hin.

Sie schwingen sich durch die Bäume wie Affen. Doch sie gleichen eher den Pandas. Die Indris leben nur im Osten von Madagaskar, wo die Lemurenart nicht von den höher entwickelten Affen verdrängt worden ist. Überhaupt sind die meisten der Pflanzen und Tiere nur auf der isolierten Insel zu finden. Einen Tag unterwegs im Urwald.

Wer sich zu weit vorwagt, wird fürchterlich angeschrien

ROBERT HANSEN

Die dröhnende Diesellokomotive reisst unsanft aus dem Schlaf und das «Buffet de la gare» erzittert. Von einem Tankwagen brösel der Rost, die verbleibende graue Deckfarbe klebt wie Patchwork auf dem Eisen. Dunkelgrau ist auch der Himmel, die Wolken ziehen tief über die Hügel. Der frühe Morgen ist die beste Zeit, um die verschiedenen Tiere des 810 Hektaren kleinen Périnet-Reservats 140 Kilometer östlich der Hauptstadt zu beobachten. Regen fällt nur selten, schreibt der Reiseführer. Unter den Wolldecken hervorzukriechen kostet dennoch Überwindung. Der Winter ist kühl auf Madagaskar. Und die Tropfen schlagen an die Scheibe – bald auch auf die Regenjacke. Der Parkeingang liegt einen Spaziergang von Andasibe entfernt.

Der Urwald erwacht, der Parkwächter blinzelt verschlafen in den Morgen. «Bonjour», begrüsst Julienne Razafindralandy, zieht den Regenschutz über sich und stapft mit ihren knallroten Plastikschuhen über den aufgeweichten Boden, hinein in das ewige Grün, eingetaucht in eine andere Welt. Riesige Farne hängen über den Weg. Lianen ranken in die Höhe, Orchideen klettern dem Lichtschimmer entgegen. Das Holz der höchsten Bäume knarrt, ein Windstoss rüttelt am Geäst, und das auf den Blättern angesammelte Wasser prasselt wie bei einem Gewitterregen herunter. «Wenn es regnet, sind die Tiere nur schwer zu finden», sagt die Führerin. Stattdessen erzählt sie von den Indris, den Halbaffen, die nur im Osten von Madagaskar leben. Diese Lemuren – mit 70 Zentimeter Körperlänge die grössten der rund 30 auf Madagaskar lebenden Arten – konnten noch nie in einem Zoo gehalten werden. «Die Indris fressen viele verschiedene Blätter und Früchte», begründet Julienne. Einige der Pflanzen, welche den Tieren als Nahrung dienen, sind noch nicht einmal von den Biologen bestimmt worden. Die Indris sind hingegen recht gut erforscht. Sie leben in Familien mit einem klar abgegrenzten Revier, 70 Hektaren gross. Kommt ein fremder Artgenosse zu nahe, schreit der Indri lautstark. Doch nur das Rauschen der Blätter ist zu hören.

Und plötzlich ein Schrei. Julienne lauscht. «Diese Indris sind zwei Kilometer weit weg.» Ihre Blicke wandern suchend durch das Grün. Kein Indri ist im Urwald auszumachen. Und kein Chamäleon, kein Insekt. Nur Spinnen, die ihre Netze meterweit gespannt haben, warten auf ihre Opfer – und brauchen ebenfalls Geduld. Der Regen lässt nach drei Stunden nach, die Freude an der Wanderung kehrt zurück.

Diesmal geht der Schrei durch Mark und Bein – und er kommt aus der Nähe! Julienne geht zielstrebig los, sucht sich einen Weg durch die Natur. Und da sitzt

der Indri, hoch auf einem Baum, zupft gerade an einem Blatt, schaut kurz hinter und wieder auf sein Morgenessen. Ein zweites Tier schwingt sich auf den Baum, klettert flink hoch. Seine Augen leuchten orange, sein schwarz-weiss gefärbtes Fell ist pitschnass. Die Tiere brauchen sich vor den Menschen nicht zu fürchten. Die zielen nur mit ihren Kameras. Der Indri streckt seinen Hintern der Fotolinse entgegen. Was jetzt vom Baum fällt, ist kein Regen ...

Um seinem Ruf gerecht zu werden, beginnt ein Indri wieder zu schreien, ein zweites Tier stimmt in das Geheul ein, ein drittes, ein viertes, in einer ohrenbetäubenden Lautstärke. «So grenzen die Indris ihr Revier ab. Aber sie schreien auch, wenn Gefahr droht», weiss Julienne. Der Gesang dauert einige Minuten, das Schauspiel stundenlang.

Die Schatten der Blätter tanzen auf dem Boden. Andere Tiere sind schwerer zu finden. Sie haben sich perfekt der Umgebung angepasst. Ein Gecko sitzt

reglos auf einem Ast. Die Konturen seiner ausgefranst Beine verschwimmen mit der Rinde, die Haut ist schuppig, exakt in den Farbtönen des Holzes gemasert. Dafür leuchten die Flügel eines Schmetterlings in allen Farben. Der Urwald offenbart langsam seine Geheimnisse und lässt die Zeit vergessen.

Die Nacht verschluckt langsam den Urwald. Nur die Baumkronen heben sich vom Himmel ab. Nun verlassen die Tiere ihre Verstecke, im Licht der Taschenlampe blinzelt ein Eisvogel, flüchtet eine Gespenstschrecke, glänzt ein Frosch. Auf Blättern sitzen Chamäleons, braune, beige, graue, einige sind wenige Zentimeter lang. Ein giftgrünes Prachtexemplar thront auf einem Ast, klammert sich fest, den Schwanz eingeringelt. Das Chamäleon öffnet seine kleinen Augen, verdreht diese gemächlich in alle Richtungen, blinzelt und schläft weiter. Der Nachthimmel ist sternenübersät. Zwischen den Blättern leuchtet das Kreuz des Südens.



Farbenpracht Chamäleons, im Bild ein *Calumma parsonii cristifer*, bewegen sich im Zeitlupentempo, die Zunge ist dafür blitzschnell.

FOTOS: ROBERT HANSEN



Grünes Land, rote Wüste

Wieder einmal haben die Gasflaschen gewechselt. Doch eine neue Flasche kostet 277 000 Francs Malgaches – einen durchschnittlichen Monatslohn. «Dann müssen wir wieder mit Holzkohle kochen», sagt ein Arbeiter. «Aber der Wald ist auch schon abgeholzt.» Vor 2000 Jahren hatte noch kein Mensch den Fuss auf die einmal mehrheitlich bewaldete Insel gesetzt. In den letzten Jahrhunderten hat er über zwei Drittel des Urwaldes abgeholzt.

Neben der Strasse zwischen Antananarivo im Hochland und Andasibe im Urwald an der Ostküste sind

überall Säcke voller verkohlter Äste gestapelt – Brennmaterial, um das Essen zuzubereiten. Rauch steigt in den lichten Wäldern empor, Männer schlagen junge Bäume und köhlern das Holz. Kaum vorstellbar, dass hier einmal Regenwald das Bild beherrschte. Einige Hügelzüge sind kahl, das Wasser hat sich durch den nährstoffarmen Boden gefressen, die dünne Humusschicht weggeschwemmt, rote Tonerde hinterlassen. In den Flusstälern ist das Land kultiviert, Reisterrassen und Ackerland bestimmen das Bild.

Im Süden der Insel brandrodten die Bauern, um Weideland für ihr Vieh zu

gewinnen. Auf den schwarz gesengten Flächen wächst während der Regenzeit das Gras eine kurze Zeit lang rasch nach – bis auch dieses Land zur Steppe wird. Laut WWF verschwinden pro Jahr 200 000 Hektaren Wald. Brandrodungen hat der Staat eigentlich verboten. Und Naturschutzorganisationen kämpfen um die letzten Lebensräume für die Tiere und Pflanzen, welche nur hier heimisch sind und deshalb vom Aussterben bedroht sind.

Doch was morgen sein wird, zählt bei den Menschen, die hier in einfachsten Verhältnissen leben, wenig. Sie müssen heute überleben. (roh)



Einzigartig Indris (oben) sind Lemuren und leben nur auf Madagaskar. Die Heuschrecke hat sich auf dem Rücken des Chamäleons einen sicheren Platz ausgesucht. Eine handtellergrösse Spinne wartet auf ihre Beute.

